

# Ingeborg Bachmanns Schrift – Auf der Suche nach Wahrheit, Wissen und Begehren

Eva LAQUIÈZE-WANIEK

Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (Austria)

## Abstract

Bachmann's claims "We have to find true sentences" or "The truth is reasonable for man" demonstrate her interest in the question of a true access to the real by language and writing, which I discuss here. I firstly turn to her doctoral thesis (1949): There Bachmann used Carnap's logical empirical method of verification to criticise Heidegger's existential philosophy as metaphysical and senseless, referring to Wittgenstein's *Tractatus*: "Whereof one cannot speak, thereof one must be silent" as an interdiction to express existential feelings in language. But in the end Bachmann thwarted this restriction with Baudelaire's poem *The Abyss* (1862), which expressed Pascal's experience of fear and being split, leading to the insight that there is no full knowledge: our access to the world remains partial and strange.

This may have impacted Bachmann's further writing, for she then tackled the topic of truth in a literary way li-

ke in her novels *A Wildermuth* and *Undine Goes/Leaves*. This leads me to the further question if poetry and art have their own claim to truth. With Austin, Jakobson, Peirce, and the later Wittgenstein – who offer different understandings of *telling the truth* and a performative and plurifunctional usage of language –, I then show that Bachmann's notion of poetry aims at breaking silence and pushing back darkness, which connects it finally to the Lacanian and Freudian concept of *desire* as the subject's own and unconscious truth that can become conscious through free association in speech.

Keywords: *truth, expression, subject of enunciation / subject of statement, poetry, desire, philosophy of language, structuralism, psychoanalysis*

(c) Eva Laquière-Waniek; [eva.laquieze-waniek@aau.at](mailto:eva.laquieze-waniek@aau.at)

Colloquium: New Philologies, Volume 9, Issue 1-2 (2024), Special Issue: Ingeborg Bachmann und die Philosophie  
doi: 10.23963/cnp.2024.9.1.2

Stable URL: <https://colloquium.aau.at/index.php/Colloquium/article/view/196>

This work is licensed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License (CC BY 4.0).

Gedanken wie „Wir müssen wahre Sätze finden“ oder „Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar“ erhalten bei Ingeborg Bachmann spätestens ab 1956 einen kategorischen und imperativen Stellenwert und zeigen, wie sehr sie als Dichterin und Philosophin an der Frage einer wahren Aneignung des Realen durch Sprache und Schrift interessiert war (Bachmann 1983a, 19; 1985a, 75–77) – eine Aneignung, die auf die Verbindung des Subjektiven und Privaten der oder des Einzelnen mit dem Allgemeinen der Gesellschaft und ihrer Geschichte sowie mit dem Objektiven der mit Anderen erfahrbaren Welt zielte. Dem entsprechend möchte ich mich im Folgenden mit Bachmanns sprachbezogener Suche nach der *Wahrheit* auseinandersetzen und hierfür der Frage nachgehen, wie diese im Verhältnis zu *Wissen* und *Begehren* konzeptuell gedacht werden kann, um über dieses Spannungsverhältnis nicht zuletzt auch einen strukturalen Zugang zu ihren Schriften zu finden.

## 1 Schriftproduktion – Antrieb und Studium

Wiederholt erwähnt Bachmann in Interviews ihr frühes Interesse für Schreiben und Dichten, das zwischen ihrem zehnten und zwölften Lebensjahr nach Gestaltung drang (vgl. z.B. Bachmann 1983c, 83). Der Antrieb dazu sei von ihr selbst gekommen und habe schon damals zu reichlicher Schriftproduktion geführt, dabei sei in ihr schließlich auch der Wunsch entstanden, nach Wien zu gehen und Philosophie zu studieren (vgl. Bachmann 1983c, 81; 1983d, 112). Bekundet Bachmann damit ihr Interesse an Sprachfindung und Verschriftlichung schon in jungen Jahren, so deutet dies auf ihr besonderes Vermögen zu Sublimierung bzw. zur Bearbeitung von Konflikthaftem durch sprachliche Darstellung hin, im Sinne einer Fähigkeit und vermutlich auch Lust, sich auf die *Suche* nach den ‚rechten‘ – und das heißt bei Bachmann also nach *wahren – Worten und Sätzen* zu begeben, womit ein Ausdruck gemeint ist, durch den sprachliche Reflexion in Schrift möglich wird.

1945 machte Bachmann diesen Wunsch als Neunzehnjährige wahr und begann im Nachkriegsösterreich das Studium der Philosophie<sup>1</sup>, indem sie zunächst jeweils ein Semester an den Universitäten Innsbruck und Graz studierte. 1946 inskribierte sie an der Universität Wien, wo sie schließlich bei Victor Kraft ihre Dissertation mit dem Titel *Die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers* zu schreiben begann, um diese 1949 fertigzustellen und 1950 ihr Studium abzuschließen (vgl. Höller 1999, 31f.). Kraft – so sei ergänzt – war seit 1914 im Bereich der theoretischen Philosophie habilitiert, verlor jedoch 1938, nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs an das nationalsozialistische

---

<sup>1</sup> Neben dem Studium der Philosophie belegte Bachmann die Fächer Psychologie, Germanistik, Kunstgeschichte sowie Rechtswissenschaften (vgl. Höller 1999, 32).

Deutschland, seine *Venia Legendi*, weil er mit einer Frau, die nach den *Nürnberger Gesetzen* als Jüdin galt, verheiratet war. Nach dem Ende des zweiten Weltkrieges wurde er rehabilitiert und 1947 zum außerordentlichen Professor für Philosophie an die Universität Wien berufen, wo er als letzter verbliebener Vertreter des Neopositivismus lehrte (vgl. Topitsch 1980, 654–655).

Hinsichtlich Bachmanns Dissertation stellt sich damit die Frage, inwiefern ihr das Philosophiestudium in Österreich in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre die Möglichkeit bot, Wissen in Bezug auf das Finden von „Wahrheit“ durch Sprache zu erwerben – oder präziser gefragt: Inwieweit erlaubte ihr die Bearbeitung des Dissertationsthemas zu jener Zeit, die Frage nach dem „Finden wahrer Sätze“ in Angriff zu nehmen?

Als einer Leserin von Bachmanns Dissertation fällt mir auf, dass Heidegger darin, obgleich Titel gebend genannt, kein eigenes Kapitel gewidmet ist. Das überrascht insofern, als dessen existentialphilosophische Argumentation für ein Wesen des Menschen, das durch die Begriffe des „Seins“, des „Daseins“ und des „Nichts“ gedacht wird, immer wieder im Fokus von Bachmanns philosophischer Kritik stehen wird. Auch der Umstand, dass Heidegger dieses Wesen eng mit der Sprache, der Dichtung und dem Tod des Subjekts verband, hätte das Interesse Bachmanns – so wäre zu vermuten – als Philosophin und Schriftstellerin auf sich ziehen können. Doch Bachmann entschied sich konzeptuell gegen eine gesonderte Behandlung von Heideggers Philosophie und bevorzugte anstatt dessen, ihre Dissertationsschrift durchgehend über die argumentative Darstellung verschiedener Perspektiven der Kritik auf Heideggers Denken zu verfassen. Damit richtete sie ihr methodisches Vorgehen anhand von zu jener Zeit bereits vorhandenen, kritischen Auseinandersetzungen mit Heidegger aus, wobei sie rein schulen- und hier werkbezogen vorgeht, d.h. werkgeschichtliche oder historische Aspekte – wie z.B. Heideggers politisches Engagement für den Nationalsozialismus der im entsprechenden Zeitraum entstandenen Publikationen – wurden nicht gesondert berücksichtigt.

## 2 Wissen über Wahrheit als wissenschaftliche Methode

So widmete Bachmann zum Auftakt ihrer Dissertation das erste Kapitel dem „logischen Positivismus“ Rudolf Carnaps und dessen Thesen über „sinnvolle Sätze“ (Bachmann 1985b/1949, 16–24/2–10). Carnap hatte diese Thesen im Rahmen seiner neopositivistischen Theorie der *Verifikation* zur Überwindung der Metaphysik durch die logische Analyse der Sprache im Kontext der wissenschaftlichen Weltauffassung des *Wiener Kreises* in den 1920er und 1930er Jahren entwickelt (vgl. Carnap 1931, 219–241). Danach sollte sich Philosophie auf ihre klärende und begründende Relevanz für die Naturwissenschaften beschränken. Um den Geltungsanspruch der damals vorhandenen Philosophien entspre-

chend sprachkritisch zu überprüfen, wäre es nach Carnap zunächst notwendig, alle Sätze auf Aussagen zu reduzieren, die seinem Kriterium der „Sinnhaftigkeit“ entsprächen. Letztes wäre durch die *wiederholbare Verifikation* des im Satz logisch ausgesagten Gedankens als zutreffender Sachverhalt zu belegen, und zwar auf eine „intersubjektive Weise“, das heißt, dass die Verifikation nicht nur von einer, sondern von mindestens zwei zurechnungsfähigen Personen bestätigt werden können müsste.

In dieser Hinsicht wären alle Wörter, die auf keine empirisch wahrnehmbaren Gegenstände referieren, als *bedeutungslos* und die damit verbundenen Aussagen als *unsinnig* zu erkennen; zudem sollten Sätze, deren Bestandteile nicht nach logischen Kriterien oder gegen grammatikalische Regeln verknüpft wurden, als *unsinnig* gelten, da auch sie sich der Methode der Bewahrheitung der entsprechenden Aussagen entziehen. Auch Sätze, die erfundene Wörter enthalten, wären für die Verifikation nicht tauglich und als *unsinnig* zu beurteilen.

Infolgedessen gelte es, alle Sätze der Metaphysik, insofern sie z.B. etwas über das Sein, das Daseiende, das Wesen, das Nichts oder auch über das Ding an sich etc. aussagen, als unsinnig zu beurteilen, da sie sich auf keinen empirischen Gegenstand beziehen und ihr Satzinhalt somit nicht verifizierbar sei, wozu Carnap besonders Heideggers Philosophie über das „Sein“ und „Nichts“ zählte. Ähnliches müsse aber auch auf die normativen Aussagen der *Ästhetik* (über ‚das Schöne‘), der *Ethik* (über ‚das Gute‘), der *Religion* (über ein ‚höheres Wesen‘ wie ‚Gott‘ oder den ‚Teufel‘ etc.) sowie der *Sozialphilosophie* (wie z.B. über die Werte einer Gesellschaft) zutreffen: Sie alle referieren auf keine empirischen Gegenstände und entziehen sich damit Carnaps wissenschaftlicher Methode der Bewahrheitung, sodass sie aus der philosophischen Reflexion „auszumerzen“ seien, da sie keinen Wert für wissenschaftliche Erkenntnis besitzen (Carnap 1931, 236; vgl. Bachmann 1985b/1949, 22–24/8–10).

Nach Moritz Schlick, dem Leiter des *Wiener Kreises* – so kann ergänzt werden – sollten sogar *Fragen*, die keine möglichen verifizierbaren Antworten evozieren, als „sinnlos“ erklärt werden, wobei er meinte, dass Fragen an sich keine Sätze bilden, da sie „nichts mitteilen“ würden (vgl. Schlick 1986, 171).

### 3 Kritik und Sprechverbot

Im Anschluss an ihre Diskussion der neopositivistischen Sprachauffassung setzt sich Bachmann in den weiteren Kapiteln ihrer Dissertation noch mit anderen philosophischen Schulen auseinander, um darüber verschiedene Denkansätze für eine Kritik an Heideggers existentialistischer Philosophie zu gewinnen. Dazu bezieht sie sich facettenreich auf Vertreter des *historischen Materialismus*, der *neokantianischen* und *idealistischen Schulen*,

der *Phänomenologie*, der *Lebensphilosophie*, der *Ontologie* sowie der *theologischen Philosophie*. Von all diesen Argumentationsweisen dürfte Bachmann allerdings am meisten der neopositivistischen Kritik an Heideggers Denken zugesprochen haben, was in der knappen, aber sehr dicht ausgeführten Zusammenfassung ihrer Dissertation deutlich wird (Bachmann 1985b/1949, 127-131/113-117), wo sie schreibt:

Von den logisch-positivistischen wie von den kritisch-idealistischen Positionen aus gesehen, muss es Vertretern einer Philosophie, die Wissenschaft sein will, unzulässig erscheinen, den Zugang zur „Welt“ zu suchen, zu „transzendieren“ und in eine „Transzendenz“ (das „Nichts“) vorzustossen; einerseits, weil nur intersubjektiv verifizierbare Sätze sinnvoll seien, andererseits, weil unsere Erkenntnis, wenn auch vor aller Erfahrung, nur auf mögliche Gegenstände gehen könne und die „Dinge“ an sich prinzipiell unerkennbar seien. (Bachmann 1985b/1949, 127/113)

Angesichts der Ansprüche einer wissenschaftlich aufgefassten Philosophie nach neopositivistischem Vorbild erweist sich für Bachmann Heideggers als metaphysisch eingeschätzte Existentialphilosophie somit als unhaltbar (ibid.). Dennoch stellt sie anschließend die Frage, ob nicht trotz dieser strengen Auffassung die Berechtigung für eine immerhin „zweite Wissenschaft“ bestehen könne, die „die unaussprechbare, unfixierbare Unmittelbarkeit des emotional-aktualen Bereichs des Menschen rational zu erfassen suchen darf, wie Heidegger dies tut?“ (Bachmann 1985b/1949, 129/115). Doch auch diese Frage wird von Bachmann negativ beantwortet, insofern sie dagegen einräumt, dass „das Ergebnis immer die gefährliche Halbrationalisierung einer Sphäre“ sein würde (ibid.). Hierfür zitiert sie unterstützend Ludwig Wittgensteins letzten Satz aus dem *Tractatus logico-philosophicus*<sup>2</sup>: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“ (Wittgenstein 1995, 85; vgl. Bachmanns Zitation davon 1985b/1949, 129/115). Mit dieser – wenn auch späten – direkten Bezugnahme auf Wittgenstein in ihrer Dissertati-

<sup>2</sup> Wittgensteins *Tractatus* entstand 1918 – wie ergänzt werden kann – unter dem Einfluss Gottlob Freges logischer und erkenntnistheoretischer Überlegungen über die Sprache (vgl. Wittgenstein 1995, 9); ein Einfluss, der auch auf Carnaps Theorie der Verifikation zutrifft (vgl. Carnap 1929). Carnap studierte bei Frege und weist sich als sein Schüler aus (ibid.), Wittgenstein besuchte wiederum Frege 1911 in Jena, der ihm 63-jährig zum Studium bei Bertrand Russell riet (vgl. Sluga 1996, 5). Als Logiker und Mathematiker hatte sich Frege ab 1892 mit dem Problem *bedeutungsvoller Worte* und *Sätze* beschäftigt. Neben seiner Forderung nach einem folgerichtigen Verknüpfen der Satzteile *Subjekt* und *Prädikat*, plädierte er vor allem für die Berücksichtigung des Kriteriums einer empirischen und/oder wahrheitskonditionalen Gegenständlichkeit von Wörtern, worunter er als erstes die Existenz von *sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen* oder deren *Eigenschaften (Begriffe)* sowie als zweites die Existenz der *Zahlen* verstand. Davon unterschied er im Weiteren den „Sinn“ eines Wortes als die *Art seines Gegebenseins* in der Sprache sowie die persönlichen oder individuellen „Vorstellungen“ eines Individuums über diesen Gegenstand (vgl. Frege 1994, 40–65, vgl. Waniek 2000, 76–93).

on<sup>3</sup> gelingt es Bachmann, nicht nur ihr eigenes, mit Carnap und Kraft entwickeltes Urteil in Bezug auf das Ideal wissenschaftlicher Erkenntnis zu bekräftigen, sondern darüber hinaus sich auch im Sinne einer *Ethik wissenschaftlichen Sprechens* gegen die Möglichkeit einer solchen „zweiten Wissenschaft“, die die verschiedenen Existenzbereiche des Subjekts begrifflich erfassen und reflektieren könnte, auszusprechen. Damit erlangt Wittgensteins Maxime bei Bachmann den Stellenwert eines Sprechverbots, denn auch wenn – wie sie einräumt – die Grunderlebnisse, um die es in Heideggers Existentialphilosophie gehe, im Menschen wohl lebendig und nach Aussage drängen würden, wären diese letztlich nicht rationalisierbar, sodass Versuche, sie wissenschaftlich darzustellen, zum Scheitern verurteilt wären. Konkret wirft sie Heidegger dabei vor, dass diesem mit seiner Philosophie die menschliche Existenz bloß zur Vergegenständlichung und zu Gedankengebilden geronnen wäre, letztere jedoch mit dem Verstand erfasst werden müsste, um aus dem Werk heraus zu den Lesern zu finden (ibid.): „Zum Vollzug aber“, so schließt sie ihren Gedankengang, „kommt man beim Sprechen über die Existenz nicht, sondern es bleibt beim Sprechen darüber, beim „Gerede“ über feinfühlig bemerkte aesthetische Tatbestände, wie zum Beispiel über das „Gerede“ selbst“ (Bachmann 1985b/1949, 129/115).

So stuft Bachmann Heideggers Philosophie schlussendlich als ein „Gerede über das Gerede“ (ibid.) ein; eine Einschätzung, die sie mit dem Sozialphilosophen Julius Kraft teilt, der in Heideggers „Darstellung des Geredes“ das „uneingeschränkt Positive“ und das „innerste Wesen“ von dessen Existentialphilosophie erkennt (vgl. Kraft 1932, 107, zitiert nach Bachmann 1985b/1949, 129 und 144/115 und 124f.).

Halten wir kurz die Schritte, über die Bachmann hier ihre Argumentation für eine Kritik an Heideggers Philosophie entwickeln konnte, fest:

(1.) Bachmann schließt sich zunächst dem neopositivistischen Ideal wissenschaftlichen Sprechens mittels einer logisch-empirischen Wahrheitsfindung durch die Beschränkung auf sinnvolle Sätze mit konsensuell zutreffenden Aussagen über Gegenstände der äußeren Welt an und kritisiert infolge Heideggers Thesen über das Sein und das Nichts als metaphysische und somit unwissenschaftliche Aussagen, die ohne Erkenntniswert für die Philosophie seien.

---

<sup>3</sup> In Bachmanns Dissertation ist Wittgensteins *Tractatus* (1918) jedoch von Anfang an indirekt präsent, da er von Carnap in jenem Aufsatz, auf den sich Bachmann für ihr erstes Kapitel zentral beruft, als grundlegend für die sprachkritische Methode der *Verifikation* ausgewiesen wurde (vgl. Carnap 1931, 222, 224, 236). Drei Jahre nach ihrer Dissertation begann Bachmann, mehrere Essays zu verfassen, in denen sie sich mit dem Denken von Wittgenstein auseinandersetzte, wofür sie sowohl seinen *Tractatus* als seine späteren *Philosophischen Untersuchungen* (1945–1949) berücksichtigte. Darüber hinaus regte Bachmann zur Publikation des *Tractatus* im Suhrkamp-Verlag an (vgl. Bachmann 1983e, 135f.).

(2.) In einem weiteren Schritt spricht sie sich gegen die Möglichkeit einer „zweiten Wissenschaft“ im Sinne einer *wissenschaftlichen Theorie der Existenz* aus, insofern sie eine Rationalisierung derselben für unmöglich hält.

(3.) Gemäß dieser von ihr erachteten Unmöglichkeit wirft sie Heidegger sodann vor, mit seiner Existentialphilosophie nur gefährliche Halbrationalisierung zu betreiben. Um den Sinn des Gesagten erfassen zu können, müssten sich die Lesenden nämlich ein Werk rational erschließen – was also heißt, dass Bachmann mit dem Kriterium des ‚rationalen Erfassens von Sinn‘ hier das empirisch und mehrheitlich überprüfbare Bewahrheiten von Aussagen über Gegenstände der äußeren, nicht aber der ‚inneren‘ (wie z.B. der psychischen) Welt des Subjekts in Bezug auf dessen Existenz meint.

(4.) Von hier aus schließt Bachmann weiter, dass das Sprechen über die Existenz nicht der Vollzug der Existenz selbst sei. Hierbei ist meines Erachtens bemerkenswert, dass Bachmann aufgrund ihrer bereits bestehenden Erfahrung als Schriftstellerin das Sprechen nicht als eine Form der menschlichen Existenz in Erwägung zieht.

(5.) Infolgedessen beurteilt Bachmann das Sprechen über Existenz als nichts Anderes als Gerede, sodass Heideggers existenzialphilosophische Reflexionen über das Gerede als ein „Gerede über Gerede“ einzuschätzen sei (Bachmann 1985b/1949, 129/115) und somit weder wissenschaftlichen Wahrheitsanspruch noch philosophischen Erkenntniswert besitze.

(6.) Zusammenfassend entspricht damit Heideggers Philosophie nach Bachmann nicht nur nicht den neopositivistischen Anforderungen wissenschaftlichen Philosophierens, sondern erweist sich zudem als „inadaquat für den Ausdruck eines Lebensgefühles, welcher nach Ansicht mancher Autoren der Metaphysik überlassen werden“ (ibid.) sollte, da sie „intellektuelle Erkenntnis im Bereich der Philosophie“ entwertet und an Stelle des Verstandes ein „Erleben“, „eine Stimmung (die Angst) einsetzt, um den Zugang zur Wirklichkeit zu bekommen“ (Bachmann 1985b/1949, 127/113).

#### 4 Die Wahrheit aussagen oder ausdrücken?

Mit dieser Heidegger-Kritik hat die zweiundzwanzigjährige Philosophin Bachmann sowohl differenziert ihr vielfältiges Wissen über die Gegenwartsphilosophie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter Beweis gestellt, als auch sich als eine strikt argumentierende Adeptin der neopositivistischen Wiener Schule erwiesen. Dennoch schließt Bachmann ihre Dissertation *nicht* mit diesem Urteil über Heideggers Philosophie ab. Etwas muss sie dazu gedrängt haben, über diese Kritik noch hinaus zu gehen, und ich denke, dass dieses Anliegen ihrer bereits vorhandenen Erfahrung als Poetin und Dichterin geschuldet war. So scheint es ihr wichtig gewesen zu sein, am Ende ihrer philosophischen Arbeit noch

die Kunst im Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaft und menschlicher Existenz zu verorten. Hierzu zitiert sie erneut Carnap, wo dieser auf die Relation von Kunst und Wissenschaft zu sprechen kommt: Den konkreten Anlass dafür bot ihm der *Glaube* und die *Intuition* des Menschen, die er als Lebensgebiete mit jenen der *Lyrik* und der *Erotik* verglich, um diese sodann allesamt dem *Irrationalen* zuzuordnen. Man könne über sie nämlich weder ein positives noch ein negatives Werturteil aussprechen, sodass sie inhaltlich von der wissenschaftlichen Philosophie strikte zu trennen wären (vgl. Carnap 1928, § 181, 256f., zitiert nach Bachmann 1985b/1949, 130/116).

Bachmann, die gerade die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Philosophie der menschlichen Existenz und damit auch von Subjektphilosophie gemäß der neopositivistischen Doxa in Abrede gestellt hat, hinterfragt an dieser Stelle nicht, ob es zutreffend ist, die Kunst dem *Irrationalen* zuzuordnen, sodass sich deren eventuell *eigener Wahrheitsanspruch* in nichts z.B. vom Delir oder von wahnhaften Halluzinationen unterscheiden würde. Dennoch unterwirft sie sich hier aber auch nicht schweigend dem von ihr zuvor mit Wittgenstein geforderten Sprechverbot. Vielmehr konfrontiert sie in ihren weiteren Ausführungen Carnaps Differenzen ignorierende These kontrapunktisch oder, wenn man so will, Einhalt gebietend, mit der Komplexität der Sprache und der Kunst selbst, und zwar sowohl anhand des Hinweises auf ein Gemälde als auch durch die Präsentation eines Gedichts – in dem Sinne, dass, wenn schon alles Sprechen über die Existenz des Menschen, weil jenseits der *Verifikation*, als unsinnig, unwissenschaftlich und sogar als irrational einzustufen sei, es dann doch immerhin der Kunst vorbehalten sein müsse, dem Bedürfnis des Menschen nach Ausdruck dieses anderen Wirklichkeitsbereichs uneingeschränkt nachzukommen: So könne man im erschütternden Bild von Francisco de Goya *Kronos verschlingt seine Kinder* der Gewalt des Grauens ansichtig werden, will man dem „nichtenden Nichts“ von Heidegger doch noch begegnen; und sie beendet ihre Dissertationsschrift mit nicht weniger als mit einer poetischen Auseinandersetzung des „modernen Menschen“ mit der „Angst“ vor dem Abgründigen des Sprechens und des Erkennens in dieser Welt, indem sie Charles Baudelaires Sonett über den Abgrund *Le Gouffre* von 1862 (Baudelaire 1961, 189–190) zitiert und für sich selbst sprechen lässt:

*Le Gouffre*

Pascal avait son gouffre, avec lui se mouvant.  
 – Hélas ! tout est abîme, – action, désir, rêve,  
 Parole ! et sur mon poil qui tout droit se relève  
 Maintes fois de la Peur je sens passer le vent.  
 En haut, en bas, partout, la profondeur, la grève,  
 Le silence, l'espace affreux et captivant...

Sur le fond de mes nuits Dieu de son doigt savant  
Dessine un cauchemar multiforme et sans trêve.

J'ai peur du sommeil comme on a peur d'un grand trou,  
Tout plein de vague horreur, menant on ne sait où ;  
Je ne vois qu'infini par toutes les fenêtres,  
Et mon esprit, toujours du vertige hanté,  
– Ah ! ne jamais sortir des Nombres et des Êtres !  
(Baudelaire, zitiert nach Bachmann 1985b/1949, 130f./116f.)

Mit diesem Gedicht hat Bachmann gegen die von Carnap neopositivistisch vertretene Auffassung nun doch noch deren ‚Anderes‘ – nämlich die von ihm behauptete irrationale Zeichenpraxis der Kunst – zur Sprache gebracht. Nicht unbedeutend scheint mir dabei, dass sie das Gedicht in der französischen Originalsprache wiedergibt, wodurch sie nicht nur den Diskurs, sondern auch in eine andere Sprache als die des *Wiener Kreises* wechselte. Dementsprechend könnte auch fast der Eindruck entstehen, dass dasjenige, das für Bachmann im deutschsprachigen wissenschaftstheoretischen Diskurs untersagt ist, besser in einer anderen, nämlich in der französischen Sprache ausgedrückt werden könnte. Spätestens aber wenn man Baudelaires Verse, die dieser im Namen Blaise Pascals schrieb – der vom *Abgrund* alles Erkennens sowie von seiner Furcht vor dem ewigen Schweigen der unendlichen Räume des Universums in seinen *Pensées* 1669 berichtet hatte (Pascal 1968, §206, 428)<sup>4</sup> – ins Deutsche überträgt, muss den Lesenden gewahr werden, dass Bachmann mit der Wahl dieses Poems am Ende ihrer Dissertation jenes Thema ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt, das sie zuvor in ihrer sprachphilosophischen Reflexion mit Schweigen belegt hatte: Die Rede ist hier nämlich – so schon vorweg meine These – von der angstvollen Erfahrung des Subjekts inmitten einer abgründigen und mitunter unheimlichen, zugleich aber auch anziehenden Welt, die Geist und Begehren niemals ganz erfassen können, was aber dennoch mitteilbar wird, wenn man sich dem *unumgebbaren Gespaltensein* in *Bewusstes* und *Unbewusstes* durch *sprachlichen Ausdruck* stellt; dies gelingt, indem man Subjektiles („Tat“/„action“) und die ‚Gegenstände der inneren Welt‘ („Begehren“/„désir“ und „Traum“/„rêve“) durch Rede („parole“) bzw. Schrift mit den Gegenständen der äußeren Welt („Wind“/„vent“, „Raum“/„espace“, „tiefe Nacht“/„fond de nuits“, „Zahlen“/„nombres“ und „Lebewesen“/„êtres“) verbindet. Dadurch können psycho/somatisch erfahrbare Phänomene wie Furcht, Schrecken und Schwindel („peur“, „horreur“, „vertige“) als Folge einer fragil angelegten, menschlichen

<sup>4</sup> Pascal: „Le silence éternel de ces espaces infinis m'effraie.“ Dt.: „Das ewige Schweigen der unendlichen Räume macht mich fürchten“ (Übersetzung E. L.-W.).

Existenz sowie einer stückhaft und fraglich bleibenden Erkenntnis über die Räume ihres Außens als verschränkte verständlich werden.

In diesem Sinne könnte man auch mit Charles Sanders Peirces Lehre der *Phaneroskopie* – die auf dem griechischen *phaneron* im Sinne des *Sich-Zeigenden*, *Sich-Offenbarenden*, *Sich-Verdeutlichenden* und *Sichtbaren* beruht – darauf hinweisen, dass in dieser poetischen Rede die *subjekt-, objekt- und umweltbezogenen Phänomene* als *gleichberechtigte Gegenstände* der menschlichen Wahrnehmung und Reflexion Berücksichtigung finden (vgl. Peirce 1993, 51–54).<sup>5</sup> Doch Bachmann zeigt mittels des poetisch verdichtenden Zusammenspiels des Gedichts den Leser\_innen ihrer Dissertation noch mehr auf: nämlich die Einsicht der Autoren Baudelaire und Pascal, dass der Leidenschaft nach der „ganzen Wahrheit“ sowie auch dem Subjekt selbst *Grenzen* gesetzt sind,<sup>6</sup> da Begehren und Verlangen nach einem *souveränen Wissen* eben auf ein Sprechen angewiesen sind, das der Spaltung in *Geist* und *Alp/Traum* – und somit, wie bereits angekündigt, der *Differenz* von *Bewusstem* und *Unbewusstem* – unterliegt. Des Menschen Zuflucht zu Zahlen und Kategorien, um sich und die Wesen oder Dinge in der realen und mitunter fremd oder gefährlich erlebten Welt, die ihrerseits einem unendlichen Universum zugehört, ganz erfassen zu wollen, wird deshalb letztlich unbefriedigend ausfallen;<sup>7</sup> es sei denn, es gelingt, die abgründige Erfahrung von Grenze und Gespaltensein in der Rede *auszudrücken*, so dass das Schweigen über gerade noch ‚Unsagbares‘ doch noch gebrochen werden kann – etwas, das, wie das Gedicht Baudelaires belegt, besonders durch die *poetische Rede* gelingen kann:

<sup>5</sup> Peirce entwickelte 1903 im Rahmen seiner Lehre der *Phaneroskopie* ein erkenntnistheoretisches Modell, das mit einer *universalen Kategorienlehre* (*Erstheit*, *Zweitheit* und *Dritttheit*) erlaubt, die allgemeinen Voraussetzungen von sowohl gedanklichen als auch phänomenologischen Aspekten im Verhältnis Subjekt, Objekt und Umwelt zeichentheoretisch zu erfassen. Dadurch kann die verschiedenartige Qualität von Sprache und Symbolen, gegenständlicher Wahrnehmung, körperlichen Eindrücken und psychischen Empfindungen durchgängig bestimmt und reflektiert werden (vgl. Laquière-Waniek 2021, 228–240).

<sup>6</sup> Siehe dazu Bachmanns Anmerkung in ihrem Essay über Wittgenstein *Logik als Mystik* (der vermutlich zwischen 1952 und 1953 entstand), worin sie Wittgenstein mit Baudelaire und Pascal anhand des Gedichts *Le Gouffre* (dt. *Der Abgrund*) verglich: So gleiche Wittgenstein, der seiner „Leidenschaft nach der ganzen Wahrheit“ [sic!] nur „die formelhafte ‚ewige‘ Wahrheit der Logik“ anbieten konnte, den beiden genannten, anderen Autoren insofern, als auch diese die Einsicht bekundet haben, dass der Erkenntnis Grenzen gesetzt sei, was in der letzten Zeile des Gedichts durch die als mangelhaft empfundene Zuflucht zu den Zahlen und durch ein stets begrenztes Wissen über die Lebewesen ausgedrückt werde (vgl. Bachmann 2005a, 78; kursive Hervorhebungen durch mich, E. L.-W.).

<sup>7</sup> Siehe dazu Bachmann 1954 bekräftigend, wo sie in diesem Sinne Pascal zitiert: „Der letzte Schritt der Vernunft ist die Erkenntnis, dass es eine Unendlichkeit von Dingen gibt, die sie übersteigt“ (Pascal 1669, nach Bachmann 2005c, 137); diese Einsicht habe Wittgenstein mit Pascal geteilt (ibid.).

*Der Abgrund*

Pascal sah, wo er ging, des Abgrunds Spalt.  
 Abgrund ist alles uns, Tat, Traum, Verlangen, [Rede];<sup>8</sup>  
 Wie oft hob sich mein Haar in starrem Bangen,  
 Durchschauerte mich Grauen eisig kalt!

In Höh'n und Tiefen, wo kein Ton mehr hallt,  
 In Ländern, furchtbar und doch voller Prangen,  
 Ist Gottes Hand durch meinen Schlaf gegangen,  
 Ein Schreckbild malend, grausam, vielgestalt.

Ich fürchte mich vorm Schlaf, dem schwarzen Tor,  
 Das Unheil birgt, wenn man den Weg verlor:  
 Die Ewigkeit blickt starr durch alle Scheiben.

Mein Geist, hintaumelnd an des Wahnsinns Sumpf,  
 Beneidet, was da fühllos, kalt und stumpf.  
 – Ach, immer bei den Zahlen, Dingen bleiben!  
 (Baudelaire 1862, in der Übersetzung durch Therese Robinson 1925)

## 5 Unterschiedliche Arten, das Wort Wahrheit zu gebrauchen

Von dieser meines Erachtens als Schlüsselstelle einzuschätzenden Behandlung des Themas eines *wahren Sprechens* bzw. *Schreibens* aus dürfte sich Bachmann in ihren nachfolgenden Arbeiten somit alles andere als zufällig vor allem *literarisch* mit den verschiedenen Arten, das Wort Wahrheit zu gebrauchen, beschäftigt haben.<sup>9</sup> So findet man zwölf Jahre nach Fertigstellung ihrer Dissertationsschrift z.B. in ihrer Erzählung *Ein Wildermuth* von 1961 (Bachmann 2006a, 214–252) eine dichterische Auseinandersetzung mit der Wahrheit, deren ‚strauchelnder Held‘ ein alternder Richter ist, der angesichts des Falles eines Vatermörders mit gleichem Namen dazu gedrängt wird, das *Ideal einer einzigen, objektiven* sowie *restlos beweisbaren Wahrheit* zu hinterfragen: Berichtartig beschreibt Bachmann, wie der Richter für die Rechtsfindung versucht, den Angeklagten und die Zeugen vor Gericht zu Aussagen zu bringen, die Aufschluss über den tatsächlichen Tathergang des Mordes geben könnten, was jedoch an den Widersprüchen in und zwischen den Aussagen scheitert und den Richter zunehmend in eine existenzielle Krise schlittern lässt.

<sup>8</sup> In Robinsons deutschsprachiger Übersetzung von Baudelaire's Gedicht fehlt in der dritten Zeile – vermutlich aus klanglichen bzw. ästhetischen Gründen – das Wort „Rede“ (für „parole“). Da dieses Wort jedoch einen wichtigen inhaltlichen Bestandteil der Themenstellung des Gedichts ausmacht, habe ich es in der Zitation oben in Klammer wieder eingefügt.

<sup>9</sup> Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangt Höller (1999, 66–68) mittels seiner biographischen Recherche.

Um doch noch zu einem wahrheitsgemäßen Urteilsspruch zu kommen, zieht der Richter dem Prozess schließlich einen *internationalen Fachexperten* hinzu, der klären soll, ob ein am Tatort gefundener, abgetrennter Knopf dem Kleidungsstück des Mordopfers entstamme, sodass dieser als Beweismittel für einen Kampf des Angeklagten mit dem Opfer und somit als ein Indiz für dessen Schuld verwendet werden könnte. Doch auch mit dieser *neuesten wissenschaftlichen Methode* der *Knopfanalyse* kann die Frage nach der Wahrheit von Schuld und Unschuld im Gerichtsprozess nicht eindeutig entschieden werden, da der Experte lediglich von einer *Wahrscheinlichkeit* in Bezug auf die *Identität* des besagten Knopfes ausgehen will,<sup>10</sup> was den Glauben im Gerichtssaal an eine einfache Wahrheitsfindung allgemein erschüttert. Diese Ungewissheit will der Staatsanwalt nun seinerseits abwehren, indem er im Gegensatz dazu mit schneidender Stimme die „unüberschaubaren, einfachen, harten Tatsachen“ einmahnt, was den Richter unerwartet in einen lauten *Schrei* ausbrechen lässt, doch endlich mit der Wahrheit aufzuhören, sodass der Prozess abgebrochen werden muss (vgl. Bachmann 2006a, 225f.).

Der Richter aber zieht sich fortan in die Behandlung eines „Nervenarztes“ zurück und beginnt, über die ihm selbst unerklärlichen Gründe für seinen Schrei nachzudenken.<sup>11</sup>

<sup>10</sup> Auch bei einer internationalen Tagung des *Wiener* und des *Berliner Kreises* 1929 stand das *Problem der Wahrscheinlichkeit* im Zentrum der Diskussion, die aufgrund gewisser thematischer Ähnlichkeiten mit Bachmanns *internationalen, wissenschaftlichen Knopfexperten* die Frage auftauchen lässt, ob sich die Figur dieses Professors nicht einer literarischen Referenz auf jenes historische Ereignis verdanken könnte. Auch dort argumentierte nämlich Hans Reichenbach – und zwar gegen Carnaps anders lautende These – dafür, dass die Wahrscheinlichkeitstheorie im Rahmen der klassischen Logik von *wahr* oder *falsch* keine Aufklärung finden könnte. Zudem müsste ihr Erkenntnisanspruch nach Carnap – da jegliche Wahrscheinlichkeitsaussage über die Zukunft mehr ist als ein bloßer Bericht über Vergangenes – als *sinnlos* eingeschätzt werden. Nun hätten Erkenntnistheoretiker aber nicht die Aufgabe, über Wahrscheinlichkeitsaussagen zu Gericht zu sitzen, sondern wären vielmehr dazu verpflichtet, die Erkenntnis so zu nehmen, wie sie sei, um zu sehen, was für Operationen in ihr vorliegen. Reichenbach spricht sich deshalb für das Zulassen von Wahrscheinlichkeitsaussagen, die im Rahmen der klassischen Logik *unentscheidbar* sind, aus, da es eine *induktive Entscheidbarkeit* gebe, so wie es das tatsächliche Verhalten eines jeden Menschen beweise, woran nichts Unmoralisches liege: Auch die Aussage eines vereidigten Zeugen vor Gericht dürfe in diesem Sinne über den unmittelbaren Wahrnehmungsbestand hinausgehen. Reichenbach plädierte deshalb schlussendlich ausdrücklich für einen *induktiven Wahrscheinlichkeitsbegriff*, ohne den die Physik nicht auskommen könne; man könne nämlich von keiner Messung sagen, sie habe *eindeutig* zu einem bestimmten Resultat geführt, sondern nur, *sie habe dieses Resultat mit Wahrscheinlichkeit festgestellt* (vgl. Reichenbach, in: Carnap 1930, 14f., 31; vgl. Bachmann 2005b, 32f.). Ergänzt soll weiters werden, dass Reichenbach induktiver Lösungsansatz auf Pascal – den Bachmann für die „Feinheit seines Geistes“ als „großen Denker“ schätzte (vgl. Bachmann 2005c, 135) – zurückgeht, insofern dieser zur Entwicklung eines mathematischen Verständnisses der Wahrscheinlichkeit durch kombinatorische Überlegungen zum Glücksspiel wesentlich beigetragen hatte.

<sup>11</sup> Thomas M. Seibert (2019, 185–195) verbindet auf Grund des abbruchhaften Wendepunkts, den der Schrei des Richters und Oberlandesgerichtsrat Anton Wildermuth vor Gericht in Bachmanns Erzählung auslöst, diesen mit dem Fall des sächsischen Senatspräsidenten Daniel Paul Schreiber: Auch Schreiber sollte sich nämlich aus psychischen Krankheitsgründen – zu denen das Symptom eines „Brüllwunders“ zählte – seiner Amtstätigkeit entziehen und in die Behandlung eines „Nervenarztes“ begeben, um einen persönlichen Bericht zu verfassen: Seine *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* (1903) wurden sodann vor allem durch Freuds psychoanalytischer Interpretation (1999c/1911) einer großen Leserschaft bekannt.

Ab dieser Stelle wechselt Bachmann von der bislang berichtenden Erzählperspektive der dritten Person in jene der ersten: So versucht sich das Ich des Richters ab nun, an die Suche nach der Wahrheit im *eigenen Leben* zu erinnern: Diese reicht vom zwanghaften Anspruch des protestantischen Vaters selbst bei unbedeutenden Anlässen, „nichts Anderes als die reine Wahrheit zu sagen“, bis zum hoffnungsvollen Studium der Rechtswissenschaften und schließlich zu den ersten ernüchternden Berufserfahrungen als Richter; denn dort geht es weniger um das Wissen rechtlicher Wahrheitsfindung als vielmehr um das Erlernen einer bestimmten beruflichen Performance, die dem Prestige und zugleich der Vorsicht vor politischen Einflussnahmen durch Personen in Machtpositionen dient.<sup>12</sup> Aber auch bei der ‚bloß‘ persönlich erfahrbaren „Wahrheit im Fleische“, die ihm später in der Begegnung mit einer Kellnerin vom Land zuteilwerden sollte, wird er letztlich versagen, dieser wahrhaftig nachzukommen, da er aus standesgemäßen Gründen eine oberflächliche Ehe vorzieht, sodass ihm alternd nichts Anderes übrig bleibt, als melancholisch auf seine „letzte Wahrheit“ zu warten, auf den eigenen unausweichlichen Tod (vgl. Laquière-Waniek 2007, 21–31).

Kurz: man findet in dieser Erzählung Bachmanns – und dies durchaus im Sinne der *Sprachspiele* oder *Lebensformen* des späteren Wittgensteins, wonach die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der Sprache sei (Wittgenstein 1995, 262; vgl. Bachmann 2005a, 84; Bachmann 2005c, 139) – verschiedene Arten, das Wort *Wahrheit* zu gebrauchen: Diese reichen vom objektiven Anspruch, dass eine *Aussage der jeweiligen Tatsache zu entsprechen habe* (wie z.B. im Bericht über den Tathergang in der Gerichtsverhandlung), zum *kollektiven Performativ des Bedeutungsgenerierens* (wie z.B. in der Ausbildung, wo es um die Frage geht, wie man zu einem Richter ernannt wird) weiter zum *appellativen und emotiven Akt des die Wahrheit-Ausdrückens* (wie z.B. angesichts des Schreis des Richters im Gericht, endlich mit der Wahrheit aufzuhören) bis hin zur *singulär erfahrbaren Wahrheit des sexuellen Begehrens* nach einem Anderen (der „Wahrheit im Fleische“), die nach Lebensgestaltung verlangen könnte, sowie zur Wahrheit eines *existentiell bedingten Voraussagbaren* (wie hier die Begrenzung des eigenen Lebens durch Tod).

---

<sup>12</sup> Von hier aus entwickelte Till Breyer seine Lektüre über die in Bachmanns Erzählung(en) auffindbare „Erschöpfung des Rechts“ (2019), die er in direktem Zusammenhang mit der nicht aufgearbeiteten Geschichte des Nationalsozialismus in der österreichischen Nachkriegsgesellschaft bringt.

## 6 Verschiedene Wahrheitsauffassungen und die Plurifunktionalität der Sprache

Wie aber könnte man nun die von Bachmann in der Erzählung vorgenommene, literarische Beschreibung verschiedener Arten, das Wort *Wahrheit* zu gebrauchen, in konzeptioneller Hinsicht noch besser verstehen? Zum einen findet man hier ein Wahrheitsverständnis, das sich an die *gegenständliche Referenz* von Sprache knüpft, im Sinne von zu überprüfenden Aussagen, die einen *Sachverhalt zutreffend* bzw. *adäquat* wiedergeben und/oder Handlungen folgerichtig als Tatsachen schildern; zum anderen lässt sich hier aber auch ein Wahrheitsverständnis finden, das mit der *subjektkonstituierenden* und *welterschließenden* Funktion von Sprache und Zeichen zusammenhängt, und zwar im Sinne einer erst zu *entschleiern* bzw. erst zu *entdeckenden Wahrheit*, die der *Form*, der *Gestaltung* und dem *Ausdruck* der Rede des Subjekts zugrundeliegt und die die Bedeutung des Gesagten wesentlich mitbestimmt.<sup>13</sup> Damit wird eine Unterscheidung von *zwei verschiedenen Wahrheits-* und zugleich auch *Sprachauffassungen* ersichtlich, die Bachmann in ihrer Dissertation zwar nicht explizit via Begriff reflektierte, die sie dort jedoch bereits über das schon erwähnte *Spannungsverhältnis* zwischen der neopositivistischen Methode der Wahrheitsfindung Carnaps und dem poetischen Wahrheitsanspruch von Baudelaires Gedicht, das die existenzielle Bedingtheit des sprechend/erkennenden Subjekts nicht verschweigt, sondern beschreibend ausdrückt, in Szene zu setzten und damit sichtbar zu machen wusste.

Dass Heidegger im Rahmen seiner Philosophie mittels der Kriterien der *Übereinstimmung von Aussagen* („*Adaequatio*“) versus des „*Sich-Zeigenden*“ bzw. des „*Entbergenden*“ der Rede in ähnlicher Weise auf diese zwei unterschiedlichen Arten, Wahrheit mittels Sprachfindung zu begreifen, hingewiesen hatte (vgl. Heidegger 1972, 214–229), nützte Bachmann für ihre philosophische Reflexion in ihrer Dissertation jedoch nicht, wie Friedrich Wallner in seinem Nachwort zur Herausgabe derselben anmerkte (vgl. Wallner 1985, 180).

Man könnte nun weiters erhellend auf John Austins *Theorie der Sprechakte* hinweisen, worin *verschiedene Gebrauchsweisen der Sprache* bestimmt werden: Diese reichen vom *Sich-auf-etwas-als-wahr-oder-falsch-Beziehen* (das sind die konstativen bzw. behauptenden Aussagen oder Berichte) bis zum *performativen Hervorbringen von Sprechhand-*

<sup>13</sup> Vertreter der *welterschließenden Sprachauffassung* findet man z.B. in Johann Gottfried Hamann, Johann Gottfried von Herder, Wilhelm von Humboldt und Ferdinand de Saussure; bezüglich der subjektkonstituierenden *Wirkung von Sprache* im *gesellschaftlichen Kontext* z.B. in: Louis Althusser, Judith Butler, Sigmund Freud und Jacques Lacan (vgl. Waniek 2000, 76–93 sowie Laquière-Waniek 2009, 166–198).

*lungen*<sup>14</sup> (wie z.B. durch Fragen, Bitten, Warnen, Befehlen, Verkünden, Rufen, Taufen, Angeloben, Wetten, Heiraten, Vererben, Diplomieren, Rechtsprechen, Krieg deklarieren etc.), wobei für Letztere nicht die Kriterien wahr oder falsch, sondern die des *Glückens* oder *Mißlingens* entscheidend sind (vgl. Austin 1998, 36–45). *Die-Wahrheit-sagen* in einem referentiellen und behauptenden Sinne stellt demnach bloß eine bestimmte und somit eingeschränkte Gruppe von Sprechhandlungen dar. Darüber hinaus relativierte Austin den Gegensatz zwischen den *konstativen* Aussagen und den *performativen Sprechakten*, indem er darauf hinwies, dass bei genauer Betrachtung auch den wahrheitskonditionalen (und damit den verifizier- und falsifizierbaren) Aussagen eine performative Funktion zukommen könne, wie dies sein Beispiel „Auf dem Feld steht ein Stier!“ zeige, da man dieses – je nach der Intention des Sprechenden – einerseits als eine wahr oder falsch zu beurteilende Aussage und andererseits als eine Warnung deuten könne (vgl. Austin 1998, 52).

Dass die Sprache *plurifunktional* und auch *multimodal* beschaffen ist, erkannte seinerseits Roman Jakobson aufgrund seiner strukturalen sprachwissenschaftlichen Analyse, was Elmar Holenstein wie folgend auf den Punkt brachte:

Die Sprache erlaubt [nach Jakobson] mit ihrer prädikativen Struktur nicht nur wahre und falsche Aussagen. Sie ermöglicht auch – mit diversen Mitteln – verschiedene Modi, mit denen sich die Kommunikationspartner auf die Gegenstände ihrer Rede beziehen. Diese können seiend, nichtseiend, möglich, wahrscheinlich, fraglich, notwendig, ferner vergangen oder zukünftig u. dgl. mehr sein. (Holenstein 1979, 21)

Die Plurifunktionalität der Sprache wird nach Jakobson vor allem aber durch die Poesie bzw. durch die *Wortkunst* sichtbar, da diese nicht eine zusätzliche Funktion der Sprache ist, sondern vielmehr die Multifunktionalität der Sprache nützt (ibid.). Auch irrt – meines Erachtens –, wer wie Carnap behauptet, dass für die Poesie das Fehlen von außersprachlicher Referenz grundlegend sei, da es bei ihr nach Jakobson vielmehr um „die Ambiguisierung von Bedeutung und/oder Referenz“ geht (vgl. Jakobson 1979, 110f., Holenstein 1979, 23f.). Damit verdankt sich die Poesie weder einem (irrationalen) Romantizismus, noch einem (intuitiven) Geschenk des Himmels, sondern vielmehr dem Umstand, dass das *Zeichen* hier *nicht* mit dem *bezeichneten Gegenstand verschmilzt*. Diese Antinomie ist für Jakobson unabdingbar, damit das Realitätsbewusstsein des Subjekts nicht abstirbt (vgl. Jakobson 1979, 79, 110) – was in anderen Worten heißt, dass mittels

---

<sup>14</sup> Performative Äußerungen umfassen nach Austin (Vorlesungen 1955) Fälle, in denen etwas sagen etwas tun heißt, bzw. in denen wir etwas tun, *dadurch* daß wir etwas sagen oder *indem* wir etwas sagen (Austin 1988, 35).

der Befragung der Zeichen und deren Bedeutung der Blick des Subjekts auf die Welt und die Gesellschaft erneuert werden kann.

## 7 Die Wahrheit des Subjekts als begehrendes

Jakobson verdanken wir darüber hinaus die *Unterscheidung* zwischen (1.) dem *Sprechakt* bzw. *Sprechereignis* und (2.) dem berichteten Geschehen im Sinne des *Gegenstands der Rede*<sup>15</sup> (vgl. Jakobson 1995, 390). Diese Unterscheidung nützte Jacques Lacan in der Folge für die Psychoanalyse, um hier strukturell zwischen (1.) dem *Subjekt des Aussagens* („*sujet de l'énonciation*“) und (2.) dem *Subjekt der Aussage* bzw. *des Ausgesagten* („*sujet de l'énoncé*“) unterscheiden zu können<sup>16</sup> (vgl. Lacan 1958-1959, 135f. sowie 1996, 364). Zweites entspricht dem *Thema* (bzw. dem Inhalt) der Aussage, erstes hingegen meint den (oftmals) *unbewusst* entstehenden *Ausdruck* des Subjekts beim Sprechen in Bezug auf das, was es sagt. Dieser Ausdruck, der also im *Sprechakt* entsteht, kann den Inhalt der Aussage wiederum bekräftigen, in Frage stellen oder auch subvertieren, ja gegebenenfalls sogar konterkarieren, wie man dies z.B. von den *Versprechern* bei Sigmund Freud (1999a/1904, 61–117) her kennt.

Da der Mensch nach Lacan ein *Sprechwesen* (*parlêtre*) ist, ist er dieser Aufteilung (*division*) in *Bewusstes* und *Unbewusstes* unweigerlich unterworfen, wobei die Psychoanalyse die beiden Teile im Sinne eines *Spaltes* oder *Risses* (*fente*) sowie die damit verbundenen Verdrängungen etc. in einer *Sprechkur* durch *freie Assoziation* bewusstmachen kann. Und auch die *Wortkunst* – so könnte man hier vergleichend anknüpfen – kann selbigen Spalt *in Szene setzen* und durch den *poetischen Gebrauch der Sprache* ausdrücken und hörbar machen.

In diesem Kontext entwickelte Lacan die These, dass das Subjekt gemäß dieser Aufspaltung einerseits mit seinen Aussagen über ein *bewusstes Wissen* verfügt und andererseits über die *Ausdrucksebene* – auf der er auch die Symptome situierte – Zugang zu seiner *unbewussten Wahrheit* finden kann; eine Aufspaltung, die Bachmann, wie zuvor schon erwähnt, am Ende ihrer Dissertationsschrift von Seiten der Kunst mit Baudelaires Poem ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte, insofern dieses Pascals bange Einsicht in den allgegenwärtigen *Abgrund* der *inneren* und *äußeren* Welten des Menschen auszudrücken weiß. Ich erinnere: Über die poetische Inszenierung des „Abgrunds Spalt“ zwischen hier

<sup>15</sup> Meine Übersetzung ins Deutsche, E. L.-W.

<sup>16</sup> Diese Unterscheidung Lacans wird in das Deutsche üblicherweise mit *die Spaltung* in ein *Subjekt der Aussage* und in ein *Subjekt des Aussagens* übersetzt, wobei Spaltung hier erkenntnistheoretisch im Sinne einer konstitutiven Aufteilung des Subjekts in Bewusstes und Unbewusstes zu verstehen ist und nicht mit Freuds Begriff der *Abspaltung* als einer bestimmten psychischen (bzw. unbewussten) Abwehrform des Subjekts verwechselt werden sollte.

„Tat“ und dort „Alp/Traum“, hier „Verlangen“ bzw. „Begehren“ und dort „Rede“ und „Geist“ – kann sich das Subjekt über den Angst/erregenden Blick auf eine ihm fremde Welt in diesem Gedicht konstituieren.

Aber auch den *symptomalen Effekt* dieser Aufspaltung kann man in Bachmanns Erzählung *Ein Wildermuth* konkret beschrieben finden, insofern sich dieser dort dahingehend auswirkt, dass der Richter seinen eigenen *Schrei* nicht versteht: „Habe ich geschrien?“, „Wer hat bloß in meinem Gehirn genächtigt?“, „Wer hat mit meiner Zunge gesprochen?“, „Wer hat geschrien aus mir?“ (Bachmann 2006a, 214, 252); und erst nach langem Nachsinnen über den Gebrauch des Wortes *Wahrheit* im eigenen Leben beginnt er zu ahnen, dass dieser Schrei seinem bislang *unerhört gebliebenen Wunsch* entspricht, mit seinem zwanghaft erworbenen und schuldbeladenen Die-ganze-Wahrheit-Sagen aufzuhören.

Fazit: Diese Aufspaltung kann also mit Lacan einerseits als der *bewusste Anteil des Gesagten* und andererseits als der *unbewusste Anteil im Ausdruck des Sprechenden* spezifiziert werden.<sup>17</sup> Dabei heißt, ein Subjekt zu sein, dieser Spaltung konstitutiv unterworfen zu sein, sodass es in ihre Wirkung zwar (durch Analyse) mögliche Einsicht, von dieser ‚Krankheit‘ aber selbst keine Heilung gibt.

Am besten kann das Subjekt jedoch damit leben, wenn es sie durch Zeichenfindung sublimiert und/oder mittels seines *Begehrens* zu dialektisieren versucht, da nicht nur dem Hantieren bzw. dem Spiel mit den Zeichen eine Art synthetisierende Wirkung für das Subjekt zukommt, sondern auch seiner libidinösen Objektbesetzung – selbst wenn es auf den ersten Blick so erscheinen mag, als würde diese Wirkung mit einem aktuellen Objektverlust wieder verloren gehen. Denn nach Lacan ist das *Begehren* nicht prinzipiell an ein bestimmtes Objekt gebunden, sondern vielmehr als eine *strukturelle Fähigkeit des Subjekts* zu verstehen, die durch die *Übertragung* eines *gemeinsamen Kennzeichens* („der einzige Zug“)<sup>18</sup> von einer frühen libidinösen Objektbesetzung auf neue Objekte – die

<sup>17</sup> Interessant ist, wie dies auf die genannten Autoren zutrifft, insofern deren vielschichtige Bezugnahme keineswegs im Berichterstatten (im Sinne von, Bachmann zitiert, Carnap abrundend, Baudelaire, und dieser beruft sich wiederum auf einen Bericht von Pascal) aufgeht. Denn über diese rein formal wohl zutreffenden Referenzen hinaus gebietet Bachmann mit ihrer Zitation von Baudelaire's Gedicht vor allem auch dem neopositivistischen Wahrheitsverständnis von Carnap Einhalt, um damit zugleich für einen anderen Wahrheitsanspruch, nämlich für den der Kunst, einzutreten; dabei bezieht sich Baudelaire wiederum für seine eigene poetische Rede bzw. für den Ausdruck seiner Angst in einer unwirtlichen, kalten Welt auf die abgründige Erfahrung Pascals in dessen philosophischen Schriften – ein dichtes Netz an Verweisungen also, in dem sich das Sprechen, der Ausdruck und die Erkenntnis der Autoren und der Autorin bzw. die Deutung ihrer Leser\_innen plurifunktional konstituieren und überschneiden.

<sup>18</sup> Lacan erklärt die Fähigkeit des Subjekts zur Übertragung anhand des Begriffs des „*einen*“ bzw. des „*einzigsten Zugs*“ („*trait unaire*“, „*trait unique*“). Mit diesem kann das Subjekt die Brücke vom realen Genießen des partialisierten, frühen Anderen zu dessen Symbolisierung durch Sprache (bzw. *Signifikanten*) schlagen, was ihm erlaubt, ein libidinöses Objekt – und darüber auch ein eigenes Begehren – zu bilden (vgl. Lacan 1961–1962, 36, 76). Der *einzigste Zug* ermöglicht damit einerseits die erste Ersetzung des frühen Anderen durch Sprache und Symbole (wie z.B. im *Fort-und-da-Spiel* die Substitution des Partialobjekts Brust (*Objekt klein a*) durch Wörter und eine Holzspule), sodass er auch der *Sublimierung* des Subjekts zu-

auch ideelle sein können (wie z.B. eben das Schreiben oder Philosophieren) – entsteht und die das Subjekt lebendig erhält; ähnlich wie wir dies von Bachmanns Erzählung *Undine geht* aus dem Jahr 1961 her kennen, denn auch dort ist es *Undines* Vermögen – trotz des Verlusts ihrer Geliebten, die allesamt eine Serie aufgrund des *gemeinsamen Namens* „Hans“<sup>19</sup> bilden –, an ihrer Fähigkeit zur Übertragung festzuhalten, was auch hörbar wird, wenn sie ungeachtet ihrer trauernden Klage nicht aufhört, diesen Namen weiterhin zu rufen: „Hans, Hans!“, „Komm! Komm!“, „Nur einmal komm!“ (Bachmann 1996, 253, 255, 263).

Könnte man nun in diesem Sinne nicht mit Lacan *Undines Begehren* – und das wider das ‚bessere Wissen‘ der leidenden Heldin in der Erzählung – als deren *unbewusste Wahrheit* auffassen? Eine Wahrheit, die hier auf ihrem Wunsch beruht, trotz ihrer Liebesverluste *ein neues Liebesobjekt ins Leben rufen* zu können, und die untrennbar von ihrem unstillbaren *Begehren* nach *Ruf, Symbol* und *Rede* ist? Eine Deutung, die jener von Ingeborg Bachmann entgegenzukommen scheint, da sie in *Undine geht* vor allem eine *Verkörperung der Kunst* sehen wollte (Bachmann 1983b, 46), und man durch die Kunst gleichfalls nicht aufhört, *unerhörtes Begehren* – oder sei es ‚nur‘ die damit verbundene *Angst* – in Sprache und Zeichen zu verwandeln und somit dem Schweigen zu entreißen, wodurch die/der Schreibende zugleich als Autor und Autorin ‚ankommen‘ kann.

Damit aber bricht Ingeborg Bachmanns Poesie und Schrift das Schweigen und drängt die „Dunkelheit“ in Subjekt und Gesellschaft (Bachmann 2005d, 9) zurück, wodurch sie strukturell in große Nähe zu Freuds (1999e/1932, 86) psychoanalytischer Forderung gelangt, Unbewusstes durch frei assoziierende Rede bewusst zu machen im Sinne von: „Wo es war, soll Ich werden“ – oder vielleicht in noch größere Nähe zu Lacans Adaption von

---

grundeliegt; andererseits kann das Subjekt durch ihn aber zudem die erste libidinöse Besetzung eines *Objekts* vornehmen, um darüber dasselbe durch andere Objekte ersetzbar zu machen (vgl. Laquière-Waniek 2021). Der Begriff geht auf Freud zurück, nach dem ein *einzigster Zug* sowohl für die Übertragung als auch für die Identifizierung ausreicht (vgl. Freud 1999b/1921, 115–117, 128). Ursprünglich bezeichnete Freud damit jenes *Merkmal*, das vom Subjekt für die *Verdichtung* verschiedener Objekte im Traum genutzt wird (vgl. Freud 1999d/1900, 299).

<sup>19</sup> Diese Serie der Objekte des Begehrens mit Namen *Hans* ließe sich mit literarischen Figuren wie jenen von *Hans im Glück*, dem *Gescheiten Hans*, dem *Eisenhans* der Gebrüder Grimm sowie mit dem Poeten und Schuster *Hans Sachs* in den Opern Albert Lortzings und Richard Wagners oder auch mit dem burlesken *Hans Wurst* oder *Hans im Schnokeloch* assoziieren. Umgekehrt steht dieser Serie mit dem Namen der Protagonistin, *Undine*, in der Erzählung Bachmanns ihrerseits eine Reihe möglicher identifikatorischer Bezüge durch literarische und mythologische Verwandtschaft oder Patenschaft zu Verfügung: Diese reichen von der gleichnamigen Heldin bei Jean Giraudoux und Friedrich de la Motte Fouqué zu Heinrich Heines und Clemens Brentanos zauberhafter *Rhein-Lore-Ley* oder zu Hans Christian Andersens *kleiner Meerjungfrau* weiter zu den sagenumwobenen Nixen oder mittelalterlichen *Melusin*en oder zu anderen Wassergeistern wie den *Nymphen* in der griechischen Mythologie (den Najaden, Nereiden und Okeaniden) oder auch zu den mit ihrem Gesang verführenden *Sirenen* bis hin zu dem Chaos bringenden, biblischen *Leviathan*.

„Dort, wo es war, muss ich ankommen“<sup>20</sup> (Lacan 1986a, 50). Der Gewinn des Sprechens geht allerdings da wie dort noch über das befreiende und erhellende Sagen des Scheinbar-Unsagbaren hinaus, denn sobald jemand spricht, hört sie oder er nicht nur nicht auf, zum Anderen zu sprechen, sondern sie/er spricht ihm damit letztlich auch zu.

## Literatur

- Austin, John Langshaw. 1998. *Zur Theorie der Sprechakte* [How to do things with words]. Hrsg. v. E. von Savigny, zweite Auflage. Stuttgart: Reclam.
- Bachmann, Ingeborg. 1983a. „26. März 1956.“ [Interview mit Joachim von Bernstorff]. In *„Wir müssen wahre Sätze finden“ Gespräche und Interviews*, hrsg. v. Ch. Koschel und I. von Weidenbaum, 15–19. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 1983b. „5. November 1964.“ [Interview mit N. N.]. In *„Wir müssen wahre Sätze finden“ Gespräche und Interviews*, hrsg. v. Ch. Koschel und I. von Weidenbaum, 45–46. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 1983c. „23. März 1971.“ [Interview mit Ekkehart Rudolph]. In *„Wir müssen wahre Sätze finden“ Gespräche und Interviews*, hrsg. v. Ch. Koschel und I. von Weidenbaum, 81–92. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 1983d. „24. Dezember 1971.“ [Gespräch mit Gerda Bödefeld]. In *„Wir müssen wahre Sätze finden.“ Gespräche und Interviews*, hrsg. v. Ch. Koschel und I. von Weidenbaum, 111–115. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 1983e. „Mai 1973.“ [Gespräch mit Karol Sauerland]. In *„Wir müssen wahre Sätze finden.“ Gespräche und Interviews*, hrsg. v. Ch. Koschel und I. von Weidenbaum, 135–142. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 1983f. *„Wir müssen wahre Sätze finden.“ Gespräche und Interviews*. Hrsg. v. Ch. Koschel und I. von Weidenbaum. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 1985a. „Rede zur Verleihung des Hörspielpreises der Kriegsblinden vom 17. März 1959.“ In *Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar. Essays, Rede, Kleinere Schriften*, 75–77. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 1985b. *Die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers. (Dissertation, Wien 1949)*. Hrsg. v. R. Pichl mit einem Nachwort v. F. Wallner. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 1985c. *Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar. Essays, Rede, Kleinere Schriften*. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 2005a. „Logik als Mystik.“ [Essay, vermutlich 1952-1953]. In *Kritische Schriften*, hrsg. v. M. Albrecht und D. Götsche, 75–89. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 2005c. „Philosophie der Gegenwart.“ [Editiertes Fragment, vermutlich nach 1950 entstanden]. In *Kritische Schriften*, hrsg. v. M. Albrecht und D. Götsche, 20–34. München, Zürich: Piper.

<sup>20</sup> Lacans Formulierung (1986a, 50; 1986b, 242) – im Original: „Là où fut ça, il me faut advenir.“ – stellt sowohl eine Bezugnahme auf als auch eine Veränderung von Freuds „Wo es war, soll ich werden!“ dar.

- Bachmann, Ingeborg. 2005c. „Sagbares und Unsagbares.“ [Die Philosophie Ludwig Wittgensteins] [Essay 1954]. In *Kritische Schriften*, hrsg. v. M. Albrecht und D. Götsche, 123–144. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 2005d. „Biographisches.“ [Die Philosophie Ludwig Wittgensteins]. [1952–1956]. In *Kritische Schriften*, hrsg. v. M. Albrecht und D. Götsche, 4–9. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 2006a. „Ein Wildermuth.“ [1961]. In *Sämtliche Erzählungen*, 6. Auflage, 214–252. München, Zürich: Piper.
- Bachmann, Ingeborg. 2006b. „Undine geht.“ [1961]. In *Sämtliche Erzählungen*, 6. Auflage, 253–263. München, Zürich: Piper.
- Baudelaire, Charles. 1925. „Der Abgrund.“ [Gedicht 1862], zweisprachige Übersetzung durch Th. Robinson. Online: <https://www.projekt-gutenberg.org/baudelai/2gedicht/chap001.html> (Letzter Download am 15.08.2023).
- Baudelaire, Charles. 1961. „Le Gouffre.“ [Gedicht 1862]. In *Les Fleurs du mal*, 189–190. Paris: Édition Garnier Frères.
- Breyer, Till. 2019. „Die Erschöpfung des Rechts in Bachmanns Ein Wildermuth.“ *Sprache und Literatur* 48, 120 (2), hrsg. v. R. Gaderer und M. Thiele: 197–201.
- Carnap, Rudolf. 1928. *Der logische Aufbau der Welt*. Berlin: Weltkreisverlag. Online: [https://archive.org/stream/RudolfCarnapDerLogischeAufbauDerWeltPrint/Rudolf\\_Carnap\\_Der\\_logische\\_Aufbau\\_der\\_Welt-Print\\_djvu.txt](https://archive.org/stream/RudolfCarnapDerLogischeAufbauDerWeltPrint/Rudolf_Carnap_Der_logische_Aufbau_der_Welt-Print_djvu.txt) (Letzter Download am 04.08.2023).
- Carnap, Rudolf. 1930. „Diskussion über Wahrscheinlichkeit“ [Gemeinsam mit Walter Dubislav, Kurt Grelling, Hasso Härten, Bohuslav Hostinský, Richard von Mises, Otto Neurath, Hans Reichenbach, Erhard Tornier und Edgar Zilsel]. Mitschrift zur Tagung vom 15. und 16.09.1929. Online: [https://www.phil.cmu.edu/projects/carnap/editorial/latex\\_pdf/1930-6.pdf](https://www.phil.cmu.edu/projects/carnap/editorial/latex_pdf/1930-6.pdf) (Letzter Download am 11.09.2023).
- Carnap, Rudolf. 1931. „Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache.“ *Erkenntnis* (2): 219–241. Online: [https://commonweb.unifr.ch/artsdean/pub/gestens/f/as/files/4610/21419\\_105434.pdf](https://commonweb.unifr.ch/artsdean/pub/gestens/f/as/files/4610/21419_105434.pdf) (Letzter Download am 01.08.2023).
- Frege, Gottlob. 1994. „Über Sinn und Bedeutung“ [1892]. In *Funktion, Begriff, Bedeutung. Fünf logische Studien*, 7. Auflage, hrsg. v. G. Patzig, 40–65. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Freud, Sigmund. 1999a. „Das Versprechen.“ In *Zur Psychopathologie des Alltagslebens (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglauben und Irrtum)* [1904]. In *Gesammelte Werke*, Band IV, 61–117. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, Sigmund. 1999b. „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ [1921]. In *Gesammelte Werke*, Band XIII, 71–161. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, Sigmund. 1999c. „Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides)“ [1911]. In *Gesammelte Werke*, Band VIII, 239–316. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, Sigmund. 1999d. „Die Traumdeutung“ [1900]. In *Gesammelte Werke*, Band II/III. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Freud, Sigmund. 1999e. „Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ [1932]. In *Gesammelte Werke*, Band XV. Frankfurt a. M.: Fischer.

- Heidegger, Martin. 1972. „Dasein, Erschlossenheit und Wahrheit.“ [§ 44]. In *Sein und Zeit* • [1927], 12. Auflage, 214–229. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Holenstein, Elmar. 1971. „Von der Poesie und der Plurifunktionalität der Sprache.“ In *Roman Jakobson. Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*, hrsg. v. E. Holenstein und T. Schelbert, 7–66. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Höller, Hans. 1999. *Ingeborg Bachmann*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Verlag.
- Jakobson, Roman. 1979. „Was ist Poesie?“ [1934]. In *Poetik. Ausgewählte Aufsätze (1921–1971)*, hrsg. v. E. Holenstein und T. Schelbert, 67–82. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Jakobson, Roman. 1979. *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*. Hrsg. v. E. Holenstein und T. Schelbert. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Jakobson, Roman. 1995. „Shifters and Verbal Categories“ [1957]. In *On Language*, hrsg. v. L. R. Waugh und M. Monville-Burston, 386–392. Cambridge/Ma., London u. a.: Harvard University Press.
- Kraft, Julius. 1932. *Von Husserl zu Heidegger. Kritik der phänomenologischen Philosophie*. Leipzig: Hans Buske.
- Lacan, Jacques. 1986a. „Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud“ [Überarbeiteter Vortrag von 1957]. Übersetzt und hrsg. v. N. Haas. In *Schriften II*, 15–59. Weinheim, Berlin: Quadriga.
- Lacan, Jacques. 1986b. „Die Wissenschaft und die Wahrheit“ [Eröffnungsvorlesung des Seminars XIII, L’Objet de la Psychanalyse vom 01.12.1965]. Übersetzung durch H.-J. Rheinberger. In *Schriften II*, hrsg. v. N. Haas, 231–257. Weinheim, Berlin: Quadriga.
- Lacan, Jacques. 1996. *Die Ethik der Psychoanalyse. Das Seminar, Buch VII (1959–1960)*. Hrsg. v. J.-A. Miller. Übersetzung durch N. Haas. Weinheim, Berlin: Quadriga.
- Lacan, Jacques. *Identification. 1961–1962* [Séminaire IX]. Hrsg. v. P. Valas (veröffentlicht 2012). Online: [http://www.valas.fr/IMG/pdf/S9\\_identification.pdf](http://www.valas.fr/IMG/pdf/S9_identification.pdf) (Letzter Download am 29.08.2023).
- Lacan, Jacques. *Le désir et son interprétation. 1958–1959* [Séminaire VI]. Hrsg. v. P. Valas (veröffentlicht 2011). Online: <http://www.valas.fr/Jacques-Lacan-Le-desir-et-son-interpretation-1958-1959> (Letzter Download am 30.08.2023).
- Laquière-Waniek, Eva. 2007. „Vom unterschiedlichen Gebrauch, die Wahrheit zu sagen – Und warum sie dem Menschen dennoch zumutbar ist.“ In *Wahrheit in Zeiten des Wissens*, hrsg. v. M. Füllsack. Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst, 2007(1-2): 21–31. Online: [https://www.iwk.ac.at/wp-content/uploads/2014/06/Mitteilungen\\_2007\\_1-2\\_wahrheit\\_in\\_zeiten\\_des\\_wissens.pdf](https://www.iwk.ac.at/wp-content/uploads/2014/06/Mitteilungen_2007_1-2_wahrheit_in_zeiten_des_wissens.pdf) (Letzter Download am 26.08.2023).
- Laquière-Waniek, Eva. 2009. „Von der Anrufung des Subjekts – Oder: zum Verhältnis von Performativität, Zwang und Genuss bei Butler, Austin, Althusser und Lacan.“ In *TheatReales Denken*, hrsg. v. A. Böhler und S. Granzer, 166–198. Wien: Passagen.
- Laquière-Waniek, Eva. 2021. *Das resthafte Subjekt. Eine philosophische-psychoanalytische Untersuchung über die Ursache des Begehrens*. Habilitationsschrift. Institut für Philosophie der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.
- Pascal, Blaise. 1968. *Pensées et Opuscules* [1669 posthum]. Hrsg. v. M. L. Brunschvicg. 2. Auflage. Paris: Classiques Hachette.

- Peirce, Charles Sanders. 1993. „Das Phaneron und die Kategorien“ [Manuskript 1903]. In *Phänomen und Logik der Zeichen*, 2. Auflage, hrsg. und übersetzt v. H. Pape, 51–54. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schlick, Moritz. 1986. „Sinn und Verifikation.“ In *Die Probleme der Philosophie in ihrem Zusammenhang. Vorlesung aus dem Wintersemester 1933/34*, hrsg. v. H. Mulder, A. J. Kox und R. Hegselmann, 166–173. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schreber, Daniel Paul. 2016. *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* [1903]. Berliner Ausgabe, 4. Auflage. Berlin: Edition Holzinger.
- Seibert, Thomas-Michael. 2019. „Vom Schreien. Ikon und Index in Bachmanns Ein Wildermuth.“ *Sprache und Literatur* 48, 120 (2), hrsg. v. R. Gaderer und M. Thiele: 185–195.
- Sluga, Hans. 1996. „Ludwig Wittgenstein. Life and work. An introduction.“ In *The Cambridge Companion to Wittgenstein*, hrsg. v. H. Sluga und D. G. Stern, 1–33. Cambridge/UK: Cambridge University Press.
- Topitsch, Ernst. 1980. „Kraft, Victor.“ In *Neue Deutsche Biographie*, Band 12, 654–655. Berlin: Duncker & Humboldt. online: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118715410.html> (letzter Download am 31.08.2023)
- Wallner, Friedrich. 1985. „Nachwort. Jenseits von wissenschaftlicher Philosophie und Metaphysik.“ In *Ingeborg Bachmann. Die Kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers. (Dissertation, Wien 1949)*, hrsg. v. R. Pichl, 177–199. München, Zürich: Piper.
- Waniek, Eva. 2000. „Zur Unterscheidung einer referentiellen und differentiellen Bedeutungsauffassung am Beispiel Gottlob Freges und Ferdinand de Saussures.“ In *Bedeutung? Für eine transdisziplinäre Semiotik*, hrsg. v. E. Waniek, 76–93. Wien, Berlin: Turia und Kant.
- Wittgenstein, Ludwig. 1995. *Tractatus logico-philosophicus* [1918]. *Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen* [1945–1949]. 10. Auflage. Werkausgabe, Band 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.